

## Berichte von Einwohnern nach 1945

### Bericht von Paul Gromm \*09.09.1877 in Niemaschkleba, Roßacks Büdnergut Nr. 23

Der Winter 1944 - 45 war sehr kalt und viel Schnee. Im Januar kamen die ersten Flüchtlinge von Posen durch unser Dorf. Sie konnten nur soviel Sachen mitnehmen, als sie auf ihren Leiterwagen raufging, es lag Schnee, viele blieben über Nacht in unserm Dorf. Anfang Februar hörten wir schon in der Ferne den Kanonendonner, die Front rückte immer näher. Bald kam auch der Volkssturm und besetzte den Oderdamm, es waren aber viele Berliner dabei die hatten nicht viel Lust zur Verteidigung, es war ja auch zwecklos. Emma (*seine Tochter*) fuhr mit dem Auto und mit den Kindern zu Frieda (*seine Tochter*) nach **Groß-Breesen**, auch eine Fuhre Heu und 2 Läufer schafften wir nach Breesen<sup>1</sup>. Bald waren aber die Russen an der Oder und fingen an in unser Dorf zu schießen, wir glaubten doch über den Fluß werden sie nicht kommen. Ein Flüchtling aus **Wassow** ? kam oberhalb **Polenzig** über das Eis der Oder ohne Schuhe und ganz verstört, erzählte weinend wie sie von den Truppen behandelt wurde, die Personen die nicht rechtzeitig flüchten konnten, wurden in den Keller gesperrt (Kinzens Grete) ?. In **Schönfeld** haben sich etliche Leute aufgehängt. Hinter unser 2ten Scheune stand eine Batterie und schoß nach **Polenzig**, 2 Batterien standen noch im Walde versteckt, auch von drüben kam bald Artilleriefeuer. In **Polenzig** brannten jeden Abend etliche Gehöfte nieder. In Schlesien kamen die Russen über die Oder und jeden Tag kamen sie näher, bald waren sie bis **Krossen**. Am Sonnabend hielt der Ortsbauernführer Trunsch eine Gemeindeversammlung ab und erklärte alle Einwohner sollten sich zusammen schließen und mit einem Treck das Dorf in Richtung **Koschen** verlassen. Die Kinder wurden mit dem Lastauto weggeschafft, nur wenige folgten der Aufforderung. Daraufhin erklärte er, sein Amt ist hiermit erledigt, jetzt muß jeder allein sehen, wie er fertig wird. Am Vormittag war noch eine Pferdemusterung angesetzt von der Militärbehörde. Da ich annahm, daß auch unser Pferd abgenommen wurde, so behielt ich es im Stall. Am Abend war das Artillerieduell schon beim **Heidekrug** und so wurde es doch bald höchste Zeit, daß auch Mutter und ich unsere Heimat verlassen mußten. Am Abend ging ich nochmal zum Bauernführer **Wittchen** um ihn zu fragen, was er macht, er sagte, um 12 Uhr nachts gehts los. Eigentlich hätten wir uns auch anschließen sollen, unser Wagen war ja fertig gepackt, da kam abends noch Halfers Opa und wir besprachen uns am Sonntag vormittag am Weg der von der Chaussee nach **Heideschäferei** zu treffen um gemeinsam zu wandern. Etliche Tage vorher mußten wir alles Vieh abbinden und auf die Straße jagen. Die dazu bestimmten Treiber schafften es nach **Groß Börsitz bei Guben**. Die Schweine wurden mit dem Lastwagen abgeholt. Der Volkssturm schlachtete Hühner und Gänse. Die Fohlen blieben im Stall, später wurden sie auch rausgejagt. Wir konnten aber nicht viel auf dem Wagen mitnehmen, außer etliche Ztr. Getränk Mehl und Fleischwaren, mußten auch Betten mitgenommen werden, 2 Säcke mit Betten mußten wir dalassen eine Kiste mit Spek und Schinken wurde in der Scheune vergraben, noch drei Koffer hinter Holzhaufen und auf dem Schweinestall gebracht. Das Jauchefaß war auch vollgestopft. Am Sonntagmorgen wollte Georg Türke die meisten Kinder mit dem Auto fortschaffen, wurde aber bald von einem ruß. Flieger beschossen. Als wir an die verabredete Stelle ankamen, waren Opa und Oma nicht mit dem Wagen da, nur Opa sagte uns, sie können nicht mit, Oma ist krank. In **Wellmitz** war schon das Bahnhofsgelände zerstört, kamen ungehindert noch über die Neiße und in **Breesen** an. Etliche Familien sind noch bei **Koschen** über die Neiße gefahren.

In Breesen blieben wir noch eine Woche, denn die Front hatte sich an der Neißelinie festgesetzt. **Guben** wurde geräumt und auch die Bauern aus **Breesen** machten sich fertig zur Flucht. Die zu Hause gebliebenen Leute von **Lindhain** wurden am Montag früh eingeschlossen und der Bürgermeister Noack mußte angeben, wer alles in der Partei war, dann kamen die Nazis nach **Wellmitz** zum Verhör, viele wurden gleich zurücktransportiert, auch die jungen Leute mußten nach **Merzwiese** und sind verschollen, so erging es auch Schwager Bernhard Grimm, wer es hat ausgehalten kam nach **Schlesien** in die Kohlengruben zur Arbeit. Wie oft habe ich Bernhard gebeten, er soll mit uns mitkommen noch am letzten Sonntag holte er sich seine Kühe zurück und glaubte, er könne sie behalten. Nach der Beset-

---

<sup>1</sup> Breesen = Groß-Breesen bei Guben, Wohnort von Tochter Frieda Lehmann, geb. Gromm

zung des Dorfes sollten alle Einwohner über den Bober auf die Güter zur Arbeit wandern. Etliche Trupps versteckten sich in der Stadtforst solange bis sie wieder von den Russen aufgefunden wurden auch in den Schonungen blieben etliche Familien. Meine Schwägerin Alwine Groß traf es besonders hart. Ihr Mann Emil war schon etliche Jahre an den Füßen gelähmt und konnte nicht mehr laufen. Er wollte unter keinen Umständen sein Haus verlassen.

So war sie gezwungen bei ihm zu bleiben und war nun der Willkür der Soldaten ausgesetzt. Karl Schmidt hat sich mit seiner Frau aufgehängt. Etliche Personen wurden erschossen. Über die Leiden der Personen, die dann auf die Güter arbeiten mußten, erzähle ich später noch. So kam der Tag, da auch die Gr.Breesener Bauern mit Wagen und Pferd zum Abmarsch fertig waren. Aber vorher am 12 Februar kam der Aufruf, das alle Familien mit den Kindern sofort **Guben** zu verlassen haben. Es wurden 3 Sonderzüge eingesetzt da nahm Frieda und Emma ihre Kinder und fuhren mit dem Zug nach **Luckau** und kamen in ein Massenlager etliche Tage bis sie bei einer Frau Deckert ein Stübchen erhielten.

Nun waren aber noch Friedas Schwiegereltern da, die wollten auch gerne mit uns reisen, sie hatten auch viele Kisten und Koffer und der Wagen war schon so voll. Kein Breesener hat ihren Handwagen angehenkt, so mußten wir sie mitnehmen. So fuhren wir auch allein und machten Halt in **Sempten**, weil der Opa Lehmann sich verirrt hat, er blieb etwas zurück und ging nach **Steinsdorf**, endlich am Abend kam er zu uns. Am andern Tag kam ein Landwirt aus **Wellnitz** auch mit Pferd und Wagen, auf unsere Frage, wo er hin will, sagte er über die Elbe. Wenn wir mitkommen wollten, so wäre es ihm recht und so fuhren wir zusammen in Richtung **Reifenberg**. In dem Dorfe standen auch Geschütze und feuerten nach **Guben** Mückelberg. Die Chaussee nach **Kottbus** war voll von Fahrzeugen aller Art. Bald bogen wir ab in Richtung **Pinnow** und suchten uns eine Unterkunft in einer Scheune. Am nächsten Tag durch einen großen Wald bis **Lieberose**. Hier war schon alles voll von Flüchtlingen, blieben in einem Stall. Hier kam der erste Zusammenstoß mit Lehmanns beide, sie verlangten Vorrechte wollten besser schlafen und Mutter sollte vielleicht gar noch für ihr Essen sorgen, auf der Fahrt saßen sie auf dem Wagen und ich mußte die ganze Strecke zu Fuß laufen. Auch mein Weggenosse hatte 2 alte Leute auf sein Wagen. Bei einer Bahnstation fuhren die beiden zu ihrem Verwandten. Auch Lehmanns beide mußten zu ihrer Tochter Else nach **Berlin** mit dem nächsten Zug fahren, denn wir wußten ja selbst nicht einmal wo wir bleiben werden.

Nun ging die Reise weiter über **Golßen ? Jüterbock und Wittenberg a L.** Mal hatten wir gute Übernachtung, oft aber auch sehr schlechte, oft lagen wir zu 8 Mann in einer kleinen Küche zum Kaffee kochen war kein Holz da, das bischen Reisig war noch naß dazu. Bei **Koßwisch** rechts der Elbe kamen wir in ein Schneesturm, endlich kamen wir an der zerstörten Brücke in Richtung **Dessau** am Vormittag an nur eine schmale Notbrücke war gebaut worden warten mußten wir bis nachmittags um 3 Uhr ehe wir rann kamen, von der Straße ging es sehr steil hinunter aber die Soldaten waren uns behilflich, ein Soldat führte das Pferd am Zügel, sonst hätte es gescheut. Hinter **Dessau** nach 10 km machten wir wieder halt in einem Dorf.

Am 7. März kamen wir in unser letztes Quartier an. Ein Städtchen mit Namen **Acker ?** 1 km von der Elbe entfernt. Nach langen Suchen konnte ich das Pferd unterstellen und wir beide fanden bei guten Leuten eine Schlafstelle, es war nur eine kleine Kammer. Nach etlichen Wochen erhielten wir durch Elly Nachricht, daß Frieda und Emma mit Kindern in **Luckau** sind. Um das Pferd zu erhalten, gab ich es bei einen Ackerbürger, half ihm auch bei der Feldbestellung z.B. Kartoffeln einlegen, auch Holz hacken. So kam Ostern heran und wir beide entschlossen uns, die Kinder in **Luckau** zu besuchen. .... so konnten wir mit der Bahn fahren. Die wohnten jetzt im Hinterhaus in einer kleinen Stube. Wir haben uns alle sehr gefreut auf das Wiedersehn. Zu unsern großen Schrecken kamen auch Opa und Oma Lehmann mit Sack und Pack und wollten bei Frieda bleiben. Dies ging doch auf keinen Fall, sie waren doch solange bei ihrer Tochter in **Berlin**. Schließlich haben sie es auch eingesehen und zogen am nächsten Tag wieder zurück. Und nach 4 Tagen fuhren wir auch wieder nach **Acker**. Als aber die amerikanische Front immer näher kam und fast jeden Abend die Fliegerangriffe kamen und wir alle schnell in den Luftschutzkeller musten, wollten wir doch zu den Mädels um zusammen zu bleiben. Mit knapper Not kamen wir durch die überall auf den Straßen errichteten Straßensperren. Schwierig war es auch bei Nacht über die Elbe zu kommen denn es wimmelte von Autos und Militär, kaum konnte ich das Pferd halten. Nach 2 Tagen waren wir in **Luckau**. Das Pferd fand Unterkunft in

einer kleinen Kammer. Aber bald kam auch die östliche Front näher und eines Abends um 9 Uhr kam Befehl, alle Kinder sollen sofort die Stadt räumen. Nun wurde aber schnell gepackt, ich rannte zum Wagen, kein Mensch war zu sehen, nur ein Schuljunge half mir ihn auf die Straße drücken, es waren immerhin 25m. Nun mußten wir durch den Park und über die Brücke eines tiefen Graben, nur wenige Zentimeter war sie breiter als die Wagenräder von einander. Endlich hatten wir die Chaussee erreicht, die war voll von Flüchtlingen, welche kehrten wieder um. In einem Dorf war Halt, das Pferd in die Waschküche wir andern auf dem Korridor, Emma und Klaus auf den Wagen geschlafen. Kurz vor **Dahme** überrante uns der Feind, wir suchten für die Nacht eine Unterkunft. Der Kirchhofswächter nahm uns auf. Als bald ging das Plündern los, nachts war es am schlimmsten, wenn die Tür nicht gleich geöffnet wurde, krachten die Schüsse. Frau Deckert war entschlossen, sofort wieder nach **Luckau** zurück zu wandern und wir zogen alle mit aber ohne Pferd und Wagen, den haben sie beschlagnahmt. Das Pferd hatte eine große Drüsenwunde, sonst war es auch fort, so blieb es bei einem Bauer in Pflege. In **Luckau** fanden wir im dritten Stock ein Zimmer. Wenig Brot, . . . nach 6 Tagen fuhren Mutter und ich nochmal nach **Dahme**, wir hatten etliche Büchsen versteckt, mit dem Handwagen, fanden nicht mehr viel, aber unser gutes Pferd bekam ich wieder ohne Geschirr. Nun kam es in ein Hühnerstall, die Hühner waren ja alle von den Russen totgeschossen worden. Bei Dunkelheit ging ich Gras holen und am Tage etwas arbeiten bei dem Bauer um ein par Körner zu bekommen.

Anfang Mai war dann der Krieg zu Ende und bald zogen die Vertriebenen nach ihrer Heimat zurück. Wir hatten einen größeren Handwagen das Pferd bekam ein selbstgebautes Geschirr und Mitte Mai zogen wir über **Lübben** Richtung **Guben**, Frieda nach **Breesen** und wir nach **Lindenhain**, Pfingsten waren wir zu Hause, aber wie sah es aus, alle Türen und Bretter waren verschwunden, die Wohnungen ausgeräumt voller Unrat und Strohlager. Hier war 8 Wochen Stellungskrieg und in der Gubener Forst war ein großer Schützengraben angelegt, vollständig ausgeschlagen mit Bretter. Nach und nach kamen alle noch übriggebliebenen Einwohner zurück und nun gings an Bestellen der Felder, Kartoffeln wurden gesteckt u.s.w. ich habe 4 Fuhren schöne Bretter aus den Schützengraben geholt. Da nur wenig Pferde zurück kamen, so mußten wir Komune arbeiten, es ging alles im kommunistischen Sinne. Auch für die Russen mußten wir Bretter nach der Kaserne bei **Mückenberg** fahren. Unser Kommandant wohnte im Pfarrhause und war ein Pole.

Eines Nachts kamen wir 4 Gespanne wieder von der Tour, die Wagen mußten da bleiben, es war um 3 Uhr und wollten ruhig schlafen gehen. Da kam um 1/2 5 Uhr früh der Befehl, alle Personen nur mit Handgepäck antreten vor der Komandatur, wir wollten nicht, aber die Bajonette der Polen halfen uns schnell aus den Häusern. Ich konnte mein Pferd noch mitnehmen, und als wir vor der Schule waren, stellten wir fest, hatten wir kein Brot mitgenommen. Mußten schon bei Freunden betteln gehen. Ehe alles geordnet war, war es Mittag, und so kam der Abmarsch über **Heideschäferei Born** . . nach **Seitwan**, der Weg war sandig und so mancher Tropfen Schweiß ging verloren. Auf dem Seitwaner Gutshof mußten wir Pferd und Handwagen abgeben, nur mit Handgepäck, die Kranken wurden bis an die Neiße gefahren. Abends um 7 Uhr wurden die ersten Leute untersucht nach Waffen und mußten einzeln über ein Holzsteg ans andern Ufer gehen. Wir waren um 9 Uhr drann. Halfters Opa und Oma warteten schon auf uns auch Grimms kamen mit uns, so trafen wir alle um 10 Uhr in **Gr.Breesen** ein. Frieda bekam ein schönen Schreck, denn die Oberstube war schon bewohnt von den Germersdorfern. Am andern Tag zogen sie ja weiter. So waren wir 11 Personen in dem Hause, aber alle wollten essen. Holz holten wir von den Unterständen von der Neiße und aus dem Walde. Brot gabs wenig. Das bisschen Fett wurde auch bald alle. Etliche Mal kamen die Polen und Russen mit Viehherden und blieben über Nacht mit den Kühen, da gingen Emma und Anny die Kühe melken und bekamen etwas Milch dafür. Bald kamen auch Lehmanns Opa und Oma von **Berlin**, so zogen Halfters Opa und Oma nach **Grunewald** und Grimms nach **Grünau**<sup>2</sup>. Die Kartoffeln wurden bald reif, so konnten wir uns des Nachts welche vom Felde holen, auch von den Mieten der Güter **Sempten** und **Steinsdorf** holten Halfters Opa und ich mit dem Handwagen. Auch Weizenkörner holten wir nachts bis von **Breslack**. Von der Fabrik in Wellmitz wollten wir Kartoffel . . . . . holen aber keine bekommen. Oft gingen wir Ähren lesen und bei den Bauern arbeiten, um Essen zu bekommen. Lampe und ich haben eines abends Äpfel geholt von der Chaussee auch kleine Mohrrüben etliche mal von **Steinsdorf** mit dem Rucksack. Im Herbst wurden viele Leute krank von Typhus auch Emma (*Tochter Emma Gromm, verh. Halfter*) und

---

<sup>2</sup> Grünau = Berlin-Grünau

die Kinder wurden sehr krank. Es gab noch keine Medizin, mit den Ärzten war es auch schlecht bestellt. Es starben viele Leute.

Wir mußten unsern lieben Jungen hingeben (*Der Enkelsohn Klaus Halfter starb an Typhus \*25.01.1937 +25.11.1945 in Groß-Breesen*). Es war eine sehr böse Zeit. Karin (*Enkeltochter Karin Halfter*) war auch übel drann, aber nach vielen Wochen wurde sie gesund, beide auch Emma hatten den Verstand verloren während der Krankheit. Klauschen bekam ein weißen Sarg.

Nun kam der Winter und keine Feuerung, die Fensterscheiben notdürftig geflickt, überall zog der Wind durch die Ritzen. Des Abends saßen wir alle zusammen auf ein Haufen am Ofen. In der Stadt war noch größere Not. Scharenweise zogen die Leute in die Dörfer um etwas zu Essen zu bekommen. Alle möglichen Gegenstände wurden zum Tausch angeboten z.B. Stoffe Möbel Wäsche und Betten. Frieda hatte noch eine Ziege erhalten und wir haben uns eine gekauft, so hatten wir schon etwas Milch.

Von Otto (*Schwiegersohn Otto Halfter*) kam die Nachricht, daß er in **Alsfeld** ist. So war ich entschlossen, mal zu ihm zu fahren. Vom Bürgermeister hatte ich nur ein Ausweiß, kam auch bis nach **Eisenach**, da waren viele Personen, die über die Zonengrenze wollten, es war Sonntag und wir mußten alle in eine Baracke, um unsere Papiere zu prüfen. Meine Papiere genügten nicht, um mit dem nächsten Transport mitzukommen. Kurz entschlossen machte ich mich auf den Weg um allein bei Dunkelheit über die Grenze zu kommen. Nach passieren mehrerer Dörfer kam ich an die erste Straßensperre, ging 100 m durch ein Waldgelände, auch bei der Hauptsperre hatte ich Glück, so kam ich an die letzte, die war bei Nacht nicht besetzt. Schön war es nicht, denn es wehte ein Schneesturm. Im nächsten Dorf bekam ich eine Unterkunft auf dem Boden eines Hauses. Am nächsten Morgen machte ich 21 km zu Fuß, dann noch 15 km mit Omnibus bis **Eschwege**, über **Bebra**, endlich nach **Alsfeld**. Otto fand ich beim Bau eines Autos und am 3 Tag fuhren wir beide zurück nach **Breesen**. Hier erst erfuhr er, daß sein Sohn Klauschen auf dem Kirchhof liegt. Bald fuhr er wieder nach **Alsfeld** und holte im März 1946 Frau und Tochter von **Breesen** in seine neue Heimat. Mit dem Lastauto begann er Lohnfahren und holte früh die Milch von etlichen Dörfern zur Molkerei. Ostern 1950 besuchten wir beide, Oma und Opa (*er, Paul Gromm und seine Frau Bertha geb. Grimm*) unsere Kinder (*in Alsfeld*). Karin fing an in die Schule zu gehen, nach 14 Tagen fuhren wir mit dem Omnibus bis **Erfurt**, dann mit der Bahn wieder heim nach **Breesen**. Bald starben dann Opa und Oma (*er meint wohl die Schwiegereltern von seiner Tochter Frieda Gromm, verh. Lehmann. Dies waren Paul Lehmann und Anna geb. Richter, die auch in Groß-Breesen im selben Hause lebten. Sie starben aber bereits 1945 bzw. 1946*). Um etwas zu verdienen, arbeitete ich bei den Bauern Helm und Frau Lange, auch bei Pohlacker das war ein Winzer. Schließlich haben wir von Frieda (*seiner Tochter Frieda Gromm, verh. Lehmann*) ein Morgen Land gepachtet, so bekamen wir zu den Nahrungsmitteln z.B. Kartoffeln Roggen und Leinöl. Wie Mutter dann krank wurde steht ja in den anschließenden Blättern.

So blieb ich bei Frieda, denn sie suchte sich nach ihrer Scheidung bald Arbeit in **Guben**, zuerst in der Tuchfabrik und später in einer Kleiderfabrik. Otto und Emma wohnten all die Jahre zur Miete (*in Alsfeld*), so trachteten sie dennoch, sich ein eignes Heim zu gründen. Nach längeren Bemühen gelang es, ein Grundstück zu erwerben, und im Herbst 1953 ging es mit dem Bau los. Wenn ich will, kann ich herkommen, schrieben sie mir nun überlegte ich nicht lange und kam am 16 März 54 hier an. Am 1 April wanderten wir von Til Schnabel Str. nach dem eigenen Heim Hofwiesenweg 17. Nun hatte auch Otto eine eigne Garage und das Auto brauchte nicht mehr draußen zu stehen. Weil Otto aber nur Güternahverkehr hat, so war sein Ziel auch Fernfahrten zu machen. Er hat es auch erreicht und so beschloß er einen neuen Wagen zu kaufen. Zuerst wollte er den alten Wagen verkaufen, oder in Zahlung geben. Aber es wird dies Jahr hier in **Alsfeld** viel gebaut und da wird auch viel zu fahren sein, sodaß die Zinsen und Unkosten schon rauskommen werden. Wir schreiben heute den 24.3. und endlich ist der Schnee weggetaut. Schließe nun meine Erzählung. Vielleicht lesen unsere Kinder und Enkel in späteren Jahren, wie es uns gegangen ist.

## Erinnerungen von Gerda Türke, verheiratete Nauck, \*14.09.1927 Heideschäferei Nr. 8

### Die Vorböten des Krieges und der Vertreibung

Schon als Kind vor dem Krieg, hatte ich Angst um meinen Vater, daß sie ihn verhaften könnten. Er konnte Hitler nicht ausstehen. Gab es mal unter Männern eine Diskussion über Politik, geriet er gleich in Rage. Ich höre seine Worte immer noch: „Na, seid ihr denn blind? Dieser größtenwahnsinnige Bluthund will Krieg! Er wird nicht eher Ruhe geben, bis unser Haus in Nachbars Garten liegt.“ Und alles traf tatsächlich zu. ER sprach wie ein Wahrsager. Unendlich viel Leid und Elend wurden durch diesen Menschen über die Völker Europas gebracht.

Am 1. September 1939 begann der Krieg. Deutsche Soldaten fielen in Polen ein und besiegten das Land in 18 Tagen. Im April 1940 wurden Dänemark und Norwegen besetzt. Am 10. Mai 1940 begann die Westoffensive mit dem deutschen Einsatz in Holland, Belgien und Frankreich. Im April 1941 erlitten Jugoslawien und Griechenland das gleiche Schicksal. Am 22. Juni 41 begann ohne vorherige Kriegserklärung der Angriff auf die Sowjetunion. Der erhoffte Blitzkrieg fand im Dezember 1941 kurz vor Moskau, bedingt durch den sehr strengen Winter, sein Ende. Die deutsche Wehrmacht wurde das erste Mal vernichtend geschlagen. Damit war das Ziel, die Sowjetunion zu besiegen, ausgeräumt. Nach weiteren schweren Niederlagen, u.a. Stalingrad, begann der Rückzug auf der gesamten Frontlinie. Nun kam der Krieg nach Deutschland zurück, wo er 1939 begann.

### Flucht vor den Russen

Im Januar 1945 rückte die russische Front immer näher, wir hörten den Kanonendonner jeden Tag lauter. Viele Flüchtlinge aus dem **Warthegau** und **Schlesien**, die ihr Heim aus Angst verlassen hatten, waren unterwegs. Bei klirrender Kälte von minus 30 Grad, in der viele Menschen erfroren. Mein Vater bekam den Befehl, zum Wallwitzer Bahnhof zu fahren, um Flüchtlinge abzuholen. Sie sollten bei uns einquartiert werden. Doch er kam mit einem leeren Pferdewagen zurück, denn niemand war ausgestiegen. Sie wollten alle nach Westen, der Russe sei ja bald hier. Auch die Straßen wurden von den Menschenmassen verstopft. Da gab es Handwagen, Räder und Pferdewagen, auch Babys im Kinderwagen. Männer im wehrpflichtigen Alter waren eine Seltenheit. Frauen, Kinder und ältere Leute irrten nun auf den vereisten Straßen umher. Eine schreckliche Völkerwanderung. So viele heimatlose Menschen. Am 4. Februar stieß die russische Armee schon bis zu Oder bei **Frankfurt** und **Fürstenberg**, überall entlang des Flusses vor. Gegenüber dem **Wellmitzer Vorwerk** hatten sie in **Rampitz** Lautsprecher aufgestellt. Es schallte bis zu uns auf den Hof. Deutsche Lieder erklangen und in deutscher Sprache hörten wir: „Deutsche Soldaten und Bürger, hört mit diesem sinnlosen Krieg auf!“ Doch Hitler und Volksgenossen blieben stumm, holten alte Männer (Volkssturm) und erst 14jährige Jungen an die Front. Mitte Februar näherten sich die Russen von **Crossen** her. Wir waren uns noch nicht einig ob man bleiben oder gehen sollte. Es wollte doch keine Heimat, Hof und Vieh verlassen. Wir fingen dann doch an, die guten Sachen in eine Koste zu packen und unter dem Schuppen zu vergraben.

Montag, am 19. Februar, kamen zwei deutsche Soldaten durch unseren Ort. Sie riefen uns zu: „Na Leute ihr seid ja noch hier, die Russen können jeden Moment eintreffen!“. Da bekamen wir es mit der Angst zu tun. Dem Vieh gaben wir noch Futter in die Krippen und mit bepackten Fahrrädern zogen wir los. Vater (44), Mitter (41), ich (17), Gisela (12), Oma (67) und Opa (68). Am Dorfausgang wohnte der Neffe meiner Oma mit Frau und drei kleinen Kindern. Sie wollten bleiben, wozu sich auch meine Großeltern entschieden. Die Familie war getrennt. Wir schauten uns noch einmal um, und mit Tränen in den Augen verließ man die Heimat.

Wir vier, die Nachbarn mit Tochter Gilda (19) und noch ein älteres Ehepaar schoben die Räder über eine Abkürzung nach **Seitwamm**. Glücklicherweise war die Weißbrücke nach **Coschen** noch nicht zerstört. Es ging weiter, durch **Steinsdorf**, **Bomsdorf** und **Göhlen** nach **Henzendorf**, wo wir gegen Abend eintrafen. Dort stand ein leeres Gehöft mit einem abgebrannten Haus. Wir betraten es und fan-

den im Keller kleine Kartoffeln und eine noch brauchbare Kochmaschine, sowie Holz. So kochte man Pellkartoffeln und aß sie mit unserem mitgebrachten Speck. Das war die erste warme Mahlzeit in der Fremde. Überall Ruß und Asche, die kahlen Mauern ragten heraus. Wo sollten wir unser müdes Haupt hinlegen? Die Eltern und die Nachbarn wollten dort bleiben. Wir drei Jüngsten erkundeten erst einmal die Umgebung und stellten dabei fest, daß es in der Nähe eine Gastwirtschaft mit Saal gab. In diesem war Stroh ausgebreitet, auf dem Flüchtlinge aus **Ratzdorf** lagen. Schuhmacher Klose teilte die Schlafplätze zu. Wir bekamen ein Eckchen auf der Bühne angewiesen. O weh, das war hart. Die Bettdecken stellten unsere Mäntel dar. Ach wie schön schiefen sich doch die eigenen Betten in der **Heideschäferei**. Aber da mußten wir eben durch. Zu allem Überfluß fing es nachts auch noch an zu stinken, keiner konnte sich das erklären. Der nächste Morgen offenbarte uns den Grund. Eine Ratzdorferin hatte aus Angst vor Dieben ein Pökelfaß mit Fleisch an ihr Lager genommen.

Schon am darauffolgenden Tag plagte uns das Heimweh. Mit Gilda wollten wir per Rad erkunden, ob die **Coschener Brücke** noch steht. Doch gleich in **Bomsdorf** berichtete man uns von ihrer Abfackelung. So blieb uns nichts weiter übrig, als auf den Schlafplatz „harte Bühne“ zurückzukehren.

Am nächsten Tag zogen wir zu zwölf wie Zigeuner bis **Reicherskreuz**. Dort verbrachte man fünf Tage in einem Zimmer mit Stroh. Wie oft schaute ich zu den Sternen auf und dachte, die sehen sie auch in der Heimat. Wie mag es den Großeltern ergehen, wer wird in meinem Bett schlafen? Dabei fiel mir das Lied „Heimat deine Sterne....“ ein. Doch ich mußte immer wieder auf das alte dreckige Strohlager zurück.

Nach diesen Tagen ging es über **Lieberose** nach **Goyatz**. Abermals Stroh in einer kalten Waschküche. Da bemerkten wir zum ersten Mal Kleiderläuse. Ma 8. März traf man in **Kaden** (Autobahnabfahrt Duben, zwischen Lübben und Luckau gelegen) ein. Dort wurde uns ein Zimmer mit zwei Bettstellen zugewiesen. Zuerst wuschen wir die Kleider und kochten Unterwäsche um uns die Läuse vom Hals zu schaffen. Die Nachbarn bekamen Schlafplätze gleich in der Nähe, so hatten wir doch alle erst mal eine Bleibe.

Doch am 12. März hatte sich Vater beim Wehrkreiskommando zu melden. Drei Tage später ging er als Soldat nach **Königsbrück** in die Kaserne; und das mit fast 45 Jahren. Zwei Mal haben wir ihn besucht. Da die Autobahn Berlin-Dresden gleich hinter unserer Herberge verlief, fuhren wir per Anhalter. Einen Monat später wurde Vater in die **Tschechei** verlegt und man hörte nichts mehr von ihm.

Die russische Front blieb an Oder und Neiße am 19. Februar 45 stehen. Sie gönnten sich eine Ruhepause vor dem letzten großen Sturm auf **Berlin**. Das Ehepaar Ziege, welches uns in **Daden** aufnahm war sehr nett. Meine Schwester ging dort zum ersten Mal seit Weihnachten wieder in die Schule. Mutter und ich halfen in der kleinen Landwirtschaft und so konnten wir am Tisch mitessen. Das Zimmer mit den zwei Betten genügte uns. Doch täglich waren die Gedanken zu Hausen, bei den Großeltern. Und was für eine Zukunft würden wir haben? Gibt es in der Heimat überhaupt noch eine Zukunft?

Am 19. April hieß es: „Die Russen kommen!“ Man baute Panzersperren, die jedoch zwecklos waren. Ich schnitt zuerst meiner Schwester die schöne Lockenpracht ab, damit sie kindlicher wirkte. Am Morgen des 20. April wurde uns geraten, die Häuser zu verlassen und irgendwo außerhalb des Ortes Schutz zu suche. So zogen alle in ein nahegelegenes Wäldchen. Und schon konnten wir die russischen Panzer in der Ferne hören. Nachmittags wühlten wir uns mit bloßen Händen Liegestätten als Schlaflager in den Waldboden, da wir annahmen hier die Nacht verbringen zu müssen.

Plötzlich kam ein betrunkenener Russe auf das Wäldchen zu. Man hatte uns entdeckt!! Er grölte unverständliche Worte und ging voran, wir hinterher, wie beim Rattenfänger von Hameln. Unsere Zwölfergruppe hielt zusammen und mußte in einen Keller der Schule. Da wurde nun wieder das Strohlager zur Nacht auf dem Fußboden zurecht gemacht.

Den Lehrer fanden wir auf dem Dachboden erhängt und niemand durfte ihn abschneiden. Seine Frau suchte Zuflucht bei uns. So lagen wir wie Heringen, elf Personen in einer Reihe, Gilda und ich am Kopfende. Bevor man einschlafen konnte, ging die Grölerei und Klopferei der Russen schon los, denn es war verriegelt. Mit ihren Gewehrkolben schlugen sie gegen die Tür, bis jemand aufmachte. Da die typischen Aufforderungen: „Frau komm!“ und „Uhri, Uhri!“.

Die Lehrerfrau mußte dran glauben, sie wurde mitgeschleift, obwohl sie schon älter war. Sie hatte uns aber trotz allem nicht verraten. Von nun an durften Gilda und ich uns am hellen Tage nicht mehr sehen lassen. Wir hockten in dieser Zeit nur in Verstecken. Unsere Mütter brachten uns heimlich etwas zu essen. Mit Beginn der Dämmerung schlichen wir dann wieder in unseren Keller und schliefen unter den Kopfbenden. Durch die Nähe der stark befahrenen Autobahn wurde man die Russen nicht los. Anfänglich bezogen sie lediglich kurz Quartier, um nach **Berlin** zu gelangen, kehrten aber auf ihrer Rückreise wieder in **Kaden** ein. Wir haben dort so viel erlebt. Die Vergewaltigungen der Mädchen und Frauen jeden Alters waren schrecklich und brutal.

### Die Heimkehr

In dieser Art und Weise ging es bis zum 8. Mai – dem Kriegsende. Die ersten Flüchtlinge reisten schon der Heimat entgegen. Und ihre Räder hatten die Russen am ersten Tag einkassiert, also mußte man laufen. Im Wald standen Handwagen herum. Da holten sich meine Mutter und die beiden Nachbarn je einen und wir packten Kleinigkeiten zusammen. Viel war uns nicht geblieben. Aber wir waren am Leben und so ging der Zug am Morgen des 10. Mai los. Es wurde ein heißer Tag, über 30° C. Der Teer der Straße über **Lübben** nach **Lieberose** klebte an den Füßen.

Wir liefen bis Lamseld, wo man in einer Feldscheune übernachtete. Am folgenden Tag ging es über **Staakow** und **Pinnow** nach **Schenkendöbern**, wo abermals eine Scheune als Schlafplatz diente.

Am dritten Tag wurde uns bange. So sehr wir uns auf die Heimat gefreut hatten, liefen wir doch einer Ungewißheit entgegen. In der Frühe ging es los. Gleich hinter **Grunewald** war eine schmale Notbrücke über die Neiße gebaut. Aber nachdem diese überquert wurde, merkten wir, das dies nicht mehr unsere Heimat, sondern eine fremde Welt war. Die 9 Wochen der russischen Besetzung hatten das Land geprägt. Kurz hinter der Brücke lagen tote Soldaten und in der **Germersdorfer** Umgebung sehr viele verendete, aufgedunsene Pferde. Wir trafen weder Menschen noch ein lebendes Tier. Nicht mal ein Hund war zu sehen, alles tot. Eine beängstigende Stille. Pferdekadaver sah man noch öfter, ein furchtbarer Anblick.

Ein wahres Wunder, daß damals bei solcher Hitze keine Seuche ausgebrochen ist. Es war grauenhaft. Kurz vor **Wallwitz** trug man endlich auf Menschen in dieser ausgestorbenen Gegend. Dabei handelte es sich um Lindenhainer, die dort im Wald nach Möbeln suchten. Wir erfuhren, daß unser Haus kaputt wäre, näheres wußten sie jedoch nicht. Die Großeltern müßten auch schon da sein.

Obwohl wir völlig erschöpft waren, wurden unsere Schritte immer schneller. Beim Forsthaus konnte man die Häuser sehen, auch unseres. Sämtliche Dachziegel fehlten. In den Dachsparren waren zwei große Löcher gerissen, die uns entgegen gähnten. Wir konnten die Tränen nicht halten und liefen langsam zum Hoftor.

Großvater stand vor der Scheune, kaum wieder zu erkennen mit dem langen Bart. Er hatte sich seit unserer Trennung nicht mehr rasiert. Großmutter werkelte in der neuen Wohnung – dem Pferdestall. Ein tränenreiches Wiedersehen vor unserem Scherbenhaufen folgte. Die beängstigende Stille lag auch über der **Heideschäferei**. Kein Hahn krächte, kein Hund bellte, alles, alles tot. Lediglich verwilderte Katzen kreischten in der Umgebung. Mit Menschen wollten sie nichts mehr zu tun haben.

Nachdem der erste Schock überwunden war, berichteten die Großeltern das Größte aus ihrer Zeit. Kurz nach unserer Abreise erschien ein Russe im Ort, der aber gleich darauf wieder verschwand. Sie hatten noch Flüchtlinge aus **Lindenhain** im Haus. In der folgenden Nacht vernahmen sie einen fürchterlichen Knall und alle Dachziegel lagen unten, zwei feindliche Granaten hatten eingeschlagen. In der Frühe kamen dann auch die Russen und trieben das Vieh aus den Ställen in Richtung Rußland.

Alles irrte umher. Da die Gegend zum Frontgebiet gehörte, mußten die Menschen alle nach Osten, bis hinter **Crossen**. Einige versteckten sich. Sie wollten nicht weg. Haben im Wald Erdhöhlen mit Reisig gebaut und wochenlang darin gehaust. Wie die Urmenschen.

Als sich die Front weiter nach **Berlin** verlagerte, verschwanden die Russen aus der Gegend und die Menschen wanderten wieder in ihre Heimat zurück.

So waren auch die Großeltern am 30. April daheim. Doch die russische Armee hatte nur Verwüstung hinterlassen. Die Möbel aus den Häusern lagen im Wald. Scheunen, Ställe, Schuppen – alles voller Pferdemist. Eine kochschwangere Frau hatte, als wir noch daheim waren, den Kinderwagen schon fertig gemacht. Jetzt stand er im Garten – voller Mist. Sogar das Verdeck hatte noch einen Haufen obendrauf.

Da unser Haus nicht mehr bewohnbar war, säuberten die Großeltern die Wände des Pferdestalls und den Fußboden, auf den sie dann Kies streuten und Läufer darüber legten. Die Einrichtung bestand aus 2 Betten, Schrank und Sofa. So fanden auch wir drei noch, durch Zusammenrücken, unseren Schlafplatz in Oma's Landhotel „Zum Pferdestall“ vor. Untern Schuppen stand eine transportable Kochmaschine, das stellte die Küche dar. Was für ein trostloser Anblick.

Im ganzen Ort hatte es nur unser Haus getroffen. Wir waren sehr verzweifelt. Zu alledem warteten wir schon seit längerem vergeblich auf ein Lebenszeichen von Vater. Besonders schwer zu Herzen nahm sich dies Oma, welche sehr traurig darüber war, dass wir ihren Sohn nicht mitgebracht hatten. Aber es half weder jammern noch klagen, irgendwie musste es ja weitergehen.

Am darauffolgenden Tag schmiedeten wir schon wieder Pläne. Opa Halfter hatte irgendwo ein Pferd aufgegriffen und Pflügte täglich ein Beet für die Nachbarn um. Die Keller waren noch voller Kartoffeln. So suchten wir Saatkartoffeln aus und steckten sie in die Furchen. Danach wurde der Gemüsegarten in Ordnung gebracht und man suchte Dachziegel. Dies war gar nicht so einfach, weil wir in der Hitze überall hin laufen mussten. Jeder Ort lag in 4km Entfernung und war jeweils nur auf verstaubten Landwegen erreichbar. Mutter, Gisela und ich holten also täglich mit einem Handwagen alte Dachziegel. Nach 6 Wochen waren zwei Zimmer und die Küche überdeckt, so daß wir im Hause leben konnten. Doch die Freude währte nicht lang.

Häufig zogen Räuberbanden durch unseren Ort. Was ihnen gefiel, nahmen sie mit. Sobald ein Weibsbild in Sicht war, wurde es vergewaltigt. Meine Mutter trafen sie mit Oma auf dem Feld. Vor Großmutter's Augen zogen sie über diese her. Sobald wieder eine Horde kam, rannten Gilda und ich in die Getreidefelder hinter unserem Garten. War die Gefahr vorüber, rief uns Gisela. Das passierte fast täglich.

Einmal war ich auf dem Dachboden, durch die fehlenden Dachziegel weithin sichtbar. Da kam ein Ruski mit dem Fahrrad die Straße entlang. Er sah mich und bog zu uns auf den Hof ein. Ich stand wie versteinert, dachte nur, jetzt bin ich dran.

Da war mir, als rief jemand: „Räucherzimmer!“ Diese gab es damals in allen Häusern zwischen den beiden Schornsteinen. Die Tür war auf der anderen Seite. Ich flitzte hinein in die Schwarze Kammer. In dem Moment kam er die Treppe hoch und blieb still stehen. Mein Herz klopfte so laut, daß ich glaubte, er hört es. Nach einer Weile verschwanden die Schritte wieder nach unten. Da fiel mir aber ein Stein vom Herzen. Ich blieb noch eine Zeitlang sitzen und war meinem Schutzengel sehr, sehr dankbar. Ruhe und Geborgenheit fand man in der Heimat nicht mehr.

Am Sonntage, den 17. Juni 45 beerdigten wir zwei ältere Nachbarn. Sie waren kurz vor der Vertreibung verstorben. Da es keinen Sarg gab, wurden sie in Schränken vernagelt. Großvater Halfter fuhr dann mit Pferd und Wagen zum Lindenhainer Friedhof, wo sie in Heimaterde beerdigt wurden, aber kein Angehöriger durfte nachher an ihr Grab.

Am 19. Juni heizten wir sehr früh den Ofen an und backten 8 Bauernbrote. Das mußte alles passieren, bevor die Banden ausgeschlafen hatten. Nachmittags wurden unsere Kartoffeln gehäufelt.

Am nächsten Tag wollte meine Mutter jenseits der Neiße mit den Nachbarn für jede Familie eine Kuh kaufen. Doch alles kam ganz anders, viel schlimmer, als es sich he einer hätte träumen lassen.



## Die Vertreibung

Am nächsten Morgen, den 20. Juni 1945 gegen 3.30 Uhr klopfte mein Großvater. Wir dachten, es würden wieder Horden kommen. So zog ich mir eine Kittelschürze über mein Nachthemd und rannte los. Gilda kam auch schon und ab ging's ins Roggenfeld. Da saßen wir nun geduckt, lauschten links und rechts den Stimmen und Schüssen und hatten furchtbare Angst. Plötzlich kam meine Mutter angerannt und rief nach uns. Sie sagte, wir müßten reinkommen, dort wären bewaffnete polnische Soldaten, die alle Personen aufschreiben. Wir müßten binnen einer halben Stunde Haus und Ort verlassen, nur mit Handgepäck. Die Soldaten blieben im Haus und ließen uns nicht aus den Augen. Alles, was in der Aufregung an Kleidern gefunden wurde, zogen wir uns an. Den Wintermantel noch oben drüber. Verpflegung sollte man mitnehmen. Wir suchten alte Taschen zusammen, in die aber nur je ein Brot paßte. So konnten 7 Brote verstaut werden, ein Halbes hatten wir schon gegessen und die andere Hälfte blieb auf dem Küchentisch liegen. Mit 2 Taschen Brot pro Person war das Handgepäck voll.

Die Soldaten trieben uns bis zum Dorfausgang, wo uns eine lange Wartezeit bevor stand. Auf einmal brachte ein polnischer Soldat das halbe Brot und sagte, daß wir es mitnehmen sollten, man würde noch viel hungern müssen. Das Warten war schrecklich, da niemand wußte, wohin es gehen sollte. Im Geist hörte man schon Autobrummen, Fahrzeuge, die uns nach Sibirien brächten. Das die Heimat polnisches Land werden sollte, fiel uns nicht im Traume ein.

Wir trauten unseren Augen nicht, als eine lange Kolonne Lindenhainer ankam. Voran schritt ein Mann mit einer Kuh vor dem Wagen, Posten nebenher. Er sollte Richtung **Borack** gehen. Der Mann wollte den Weg etwas abkürzen, worauf es Backpfeifen hagelte, daß der Kopf nur so hin und herflog. Stockhiebe auf den Rücken folgten. Jeweils zu viert, an den äußeren Reihen von Polen mit Gewehren bewacht, ging es, die Kolonnen zusammen geschlossen, Richtung Westen. Zwischen **Heideschäferei** und **Borack** schlossen sich auch noch die Einwohner von **Lahmo** an. Der Zug wurde immer länger, der Tag immer heißer, und wir dagegen hatten Wintermäntel an. Die beiden Taschen hätte ich am liebsten weggeworfen, doch hungern wollte ich auch nicht. Sie trieben uns nach Seitwann auf den Gutshof, wo erst einmal geplündert wurde. Den armen Mann mit der Kuh hatten sei abermals vor. Er sollte seine schönen Schnürstiefel abgeben, bekam aber die Schnürsenkel nicht schnell genug auf, so daß es Prügel gab. Dann nahm man ihm die Schuhe weg und er durfte barfuß weiter laufen.

Hier möchte ich ein kleines Erlebnis mit einflechten, was mich heute noch bewegt. Nicht alle polnischen Soldaten waren böse Menschen. Das erlebten wir doch schon mit dem halben Brot. Die Prügelknaben hätten so etwas nie getan. Unterwegs bemerkte ich einen jungen polnischen Soldaten, der einen freundlichen Eindruck machte. Auch bei der Plünderung beschützte er unsere Familie und besorgte uns einen Handwagen. Wie waren wir froh, daß wir endlich bei dieser Hitze unsere Wintermäntel ausziehen durften. Sie wurden mit den Taschen schnell im Wagen verstaut. Uns kamen vor Freude die Tränen.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, Richtung **Guben**. Wir wußten immer noch nicht, wohin sie mit uns wollten. Plötzlich ging es rechts ab nach Buderose und dann zur Neiße, wo man eine schmale, wackelige Notbrücke errichtet hatte. Die Überquerung ging sehr langsam voran. Wir kamen erst gegen Abend an die Reihe.

Alles, was den Polen gefiel, wurde weggenommen und auf einen großen Haufen geworfen.

Eine Bekannte trug nur dünne Sachen auf dem Leib, den Rest hatte sie in ihrem kleinen Handkoffer verstaut. Ein Soldat kam ihr entgegen und nahm ihr den Koffer ab. Ich dachte, das ist aber ein Kavaliere. In diesem Moment flog der Koffer auch schon auf den großen Haufen.

Unten an der Neiße hatten die Polen noch einen Vorhang zum Plündern aufgebaut, wo alle Frauen und Mädchen hinter mußten. Da hat man uns in den Schlüpfern rumgewühlt. Meine Armbanduhr und Vaters Ehering versteckte ich, in ein Taschentuch eingewickelt, im Büstenhalter. Bei dem Befummeln fanden sie es nicht.

Als ich den wackeligen Steig überquerte, dachte ich an meinen Vater. Er hatte Schreckliches auf uns zukommen sehen. Aber das wir aus unserer Heimat vertrieben werden, hat er wohl nicht geahnt. So kam ich auf der Westseite der Neiße an. Zwei alte Taschen, zwei Brote, Armbanduhr, Ring und was ich auf dem Leibe hatte, das war mein Reichtum.

Wir standen nun zwischen **Coschen** und **Bresinchen** und wußten nicht wohin. Es war Abend geworden, aber man traute sich nicht nach **Coschen** hinein. Wir vermuteten dort Russen und wollten folglich im Kornfeld übernachten. Aber da kamen die Mücken so blutrünstig auf uns zu, es war nicht auszuhalten. Wir liefen ins Dorf um in Nauck's Scheune zu übernachten.

Im Dunkeln mußte man sich erst ein freies Plätzchen im Heu ertasten. Die Scheune war proppevoll von Vertriebenen. Der 20. Juni 1945 war wohl der schwärzeste Tag in unser aller Leben. Wir mußten die Heimat ungewaschen, ungekämmt und mit leeren Mägen in glühender Hitze verlassen. Vor Erschöpfung, Angst und Müdigkeit verspürten wir auch abends weder Hunger noch Durst, sehnten uns nur nach Ruhe.

Am Morgen, als es hell wurde, staunte man, wie viele Köpfe sich nach oben reckten und was man überhaupt für „Bettnachbarn“ hatte. In der Scheune und auf dem Hof wimmelte es von Menschen. Keiner wußte wohin und wie es weiter gehen sollte.

Das einzige, worüber wir dankbar und froh sein konnten war, daß wir in Deutschland und nicht in Sibirien landeten. Auch wir überlegten, wie es nun weitergehen sollte. Da erinnerte sich Oma an entfernte Verwandte in **Coschen**. Sie lief hin und kam mit der Zusage zurück, zur Überbrückung könnten wir kurz bleiben. Sie besaßen auch nur eine kleine Wohnung. Plötzlich kam die Parole: „**Coschen** und **Ratzdorf** wird evakuiert.“ Es ging um die Bahnlinie. Polnische Soldaten hatten sich schon in den Bahnhofsräumen einquartiert. Im Bauernhaus bei Naucks's bestand im größten Zimmer die Kommandantur. Aber daraus wurde nichts, die Polen mußten zurück.

Wir hatten nun **Ratzdorf** im Visier. Dort wohnte Oma's Tochter, also unsere Tante mit dem Onkel in einem kleinen Häuschen. Am Freitag sind die Großeltern und Gisela dorthin gelaufen. Sie wollten erkunden wie es da aussieht. Sie kamen wieder mit der Nachricht: „Tante und Onkel von der Flucht noch nicht zurück! Alle Türen stehen offen, die Sachen liegen bis vor der Haustür verstreut!“ So sind wir fünf dann am Sonnabend nach **Ratzdorf** gelaufen. Immer in der Hoffnung wir könnten bald wieder in unsere alte Heimat. Das hier an der Oder und Neiße eine Grenze entsteht, wollte keiner glauben, eher an ein Späßchen der Polen.

## **Kindheitserinnerungen der Lindenhainer Senioren 1926/1927**

Ach, war das`ne schöne Zeit, als wir noch Kinder waren.

Die Holzpantoffeln standen stets bereit, sie blieben uns treu in all den Jahren.

Als June trug man damals kurze Hosen, die Strümpfe lang, gestrickt vom Mutters Hand.

Die Haare waren ziemlich kurz geschoren, das war modisch, so sind wir alle rumgerannt.

Doch wenn der Frühling dann zog ein, es wurde warm und trocken, dann liefen wir barfuß, bis in den Herbst hinein und sparten so Schuhe und Socken.

War mittags dann die Schule aus, begann für uns die zweite Schicht.

Denn das Gänse- und das Kühe hüten, es war damals Kindespflicht.

Wir haben dabei tolle Burgen gebaut und auf den höchsten Bäumen gesessen.

Auch vom Nachbarn Mohrrüben geklaut und oft Gänse und Kühe vergessen.

Die Jungs nackt im Strieming sich reckten, das war herrlich, wie im siebenten Himmel.

Doch wenn die Mädels die Hosen versteckten wetzten sie hinterher, u. hielten die Hand vor den P..

Wir kannten im Pusch<sup>3</sup> jeden Baum, jeden Strauch und hörten das Heulen der Dampfer.

Am Qualle-Abhang saßen wir auch und rauchten die Stengel vom Sauerampfer.

Die Leute waren alle auf dem Feld, im Dorf nur das Hühnergeacker.

denn damals wurde noch alles bestellt, es gab reiche Früchte auch vom kleinsten Acker.

Unsere Väter zur Ernte die Sense noch schwangen, sie mähten in Schwaden das goldgelbe Korn.

Die Mütter dahinter zu Garben es banden, wir Kinder und Großmutter mandelten schon.

Die Orschken<sup>4</sup> wurden geschleppt per Hand und die Reihen zusammengeschoben.

Und jede Ähre, die man noch fand, sie wurde damals noch aufgehoben,

Umweltschutz, das war ein fremdes Wort, wir lebten noch eng mit der Natur verbunden,

---

<sup>3</sup>Unter Busch, mundartlich Pusch, versteht man ein kleineres Waldstück auf grundwasser-nahem Boden

<sup>4</sup>Orschken sind liegegebliebene Halme

aber heute, da spricht man an jedem Ort nur über Ozon, Abgas, die Umwelt ist zerschunden.  
 Die Schiffer waren nur im Winter zu Haus und genossen das ruhige Leben.  
 Am Abend gingen sie dann aus, um bei Paulin<sup>5</sup> oder Steins<sup>6</sup> einen zu heben.  
 In Lindenhain der Fastnachtstrubel, hielt weit und breit die Spitze.  
 Eine Woche lang Tanz, Schmaus und Jubel, das fehlten bei Steins oft die Sitze.  
 Am Mittwoch so um Uhre zehn, gaben uns die Lehrer frei.  
 Denn die Schimmelreiter war`n zu seh`n, und wir war`n mit „Hurra“ dabei.  
 So ging unsere romantische Kindheit zu Ende, der grausame Krieg holte uns alle ein.  
 Wer glaubte da noch an Zukunft und Wenden, unser Groß-Deutschland war plötzlich ganz klein.  
 Aus der Heimat haben uns 1945 die Polen vertrieben, nun sind wir in alle Winde verstreut.  
 Doch so lange wir noch leben, uns Lindenhain in lebhafter Erinnerung bleibt.  
 Gerda Türke aus der Heideschäferei, 1994

## **Meine Flucht aus Lindenhain (Niemaschkleba) von Anna (Anni) Türke, verheiratete Eisler, \*07.11.1913, Niemaschkleba Nr. 168**

Etwa Mitte Januar bis Monatsende 1945 zogen durch **Lindenhain** Flüchtlingsströme. Viele von ihnen hatten Pferdewagen. Es waren Wartheländer. Ihnen folgten dann Anfang Februar die Leute aus dem Nachbarort **Polenzig**, das gegenüber **Lindenhain** am Ostufer der Oder gelegen ist. Es war wohl eine Woche später, als auch die Lindenhainer aufgefordert wurden, den Ort zu verlassen, in Richtung Westen.

Meine Mutter und ich mit meinen zwei Kindern begaben uns zunächst zu meinem Cousin nach Guben, Eichholzstraße. Jetzt fuhr ich, solange es noch ging, einen Tag um den anderen, mit meinem Fahrrad nach **Lindenhain** und wieder zurück nach **Guben**. Bei mir im Haus war das Bataillons-Geschäftszimmer des Regiments Großdeutschland untergebracht, danach ein SS-Strafbataillon und zuletzt die Crossener Infanterie. Alle hielten sich dort ca. eine Woche auf. Vor **Polenzig** wollten Russenpanzer die Oder überqueren, aber das Eis brach und 2 Panzer blieben im Wasser stehen. Ich konnte vom Dach des Hauses mit dem Fernglas nach **Polenzig** hinübersehen. In der Nacht vom 17. auf den 18.2.1945 kam ein deutscher Stoßtrupp ins Geschäftszimmer und meldete, daß die Russen 4 km von **Lindenhain** entfernt im Ortsteil **Augustwalde** seien. Ich fragte den im Geschäftszimmer anwesenden Herrn Major: „Was soll jetzt aus den Kindern und mir werden?“ Es war ein Sonnabend, da waren wir gerade wieder nach Hause gekommen. Ein O-Schirrmeister mußte Pferde anspannen und fuhr uns dann über Feldwege wieder nach **Guben** zurück. Die normalen Straßenverbindungen waren kriegsmäßig verbaut. Von **Guben** aus fuhr nach drei Tagen noch ein letzter Zug in Richtung **Cottbus**. In **Kerkwitz** hielt der Zug ca. 4 Stunden lang an, weil die Russen in **Gr.-Gastrose** durchgebrochen waren und erst zurückgeschlagen werden mußten. Meine Mutter war aber in **Lindenhain** zurückgeblieben. Sie wollte das Vieh nicht im Stich lassen. Mein Vater war nicht zu Hause. Er war zu den Landeschützen eingezogen worden und hatte jenseits der Oder, in Ziebingen, Kriegsgefangene zu bewachen. Ich setzte meine Flucht weiter westwärts fort. In **Erfurt** hielt der Zug vor dem Bahnhof an. Da begann gerade der Luftangriff auf die Stadt. Dabei verlor ich die beiden Kinder, fand sie aber wieder dank fremder Hilfe. Nach drei Tagen kamen wir dann in **Niederrodenbach** an. Noch vor Weihnachten 1945 machte ich mich auf den Weg und holte meine Eltern noch. Zwischenzeitlich wurden sie von den Polen aus **Lindenhain** ausgewiesen. Ich fand sie in **Göhlen** wieder. Wir waren 14 Tage unterwegs bis nach **Rodenbach**. Jetzt erfuhr ich erst, was sie nach dem Einmarsch der Russen und Polen erlebt hatten.

<sup>5</sup> Paulin ist die Gastwirtschaft von Pauline Frohner, geb. Gromm, Haus Nr. 14

<sup>6</sup> Steins ist die Gastwirtschaft, früher Krüger'sche Kruggut Nr. 95, dann Dammaschke, dann Hildegard Gromm, verh. Stein.

## **Erinnerungen von Hildchen Kreutzer, geborene Schiller, aus dem Nachbarort Friedrichswalde Kreis Crossen.**

(Schulaufsatz von der Gymnasiastin Katrin Jänisch, Eisenhüttenstadt 1995)

Hildchen Kreutzer, geborene Schiller, geboren im Jahre 1928, lebte zusammen mit ihren Großeltern, dem Vater, der Mutter und zwei Brüdern in Friedrichswalde, einem kleinen Dorf in der Nähe der Neiße. „Mein Großvater war Stellmachermeister, und da gehörte dann auch die Stellmacherei zu unserem Besitz. Dann hatten wir noch `ne kleine Wirtshaus mit ungefähr sechs Kühen und fünfzehn Schweinen. Dazu natürlich noch Kleinvieh und Ackerland. Ohne geht es ja nicht. Aber wieviel das war, weiß ich nicht mehr.“

Ein großer Teil ihrer Kindheit bestand aus Kriegsalltag. Als der Vater in russische Kriegsgefangenschaft geriet und die russischen Truppen immer näher rückten, ging der Rest der Familie im Februar 1945 über die Neiße. Die Angst vor den Russen saß tief. „Wir hofften ja immer, daß wir nach Kriegsende wieder zurück können. Es war ja schließlich unsere Heimat. Und so sind wir dann auch Anfang Mai wieder zurück. Am 1. Mai bin ich da noch mit dem Fahrrad rumgefahren. Ich wollte ein paar von meinen Freudinnen suchen, wußte ja nicht, ob welche überlebt hatten.“

Viele Familien handelten wie die Schillers. Sie versuchten, in ihrer Heimat ein neues Leben zu beginnen. Was zerstört war, wurde wieder aufgebaut. Sogar das Feld wurde neu bestellt. Doch nichts wurde so, wie man es sich erhofft hatte. „Wir Mädchen mußten ja immer Angst haben vor den Polen – wegen Vergewaltigung. Da haben wir uns den ganzen Tag auf dem Heuboden versteckt. Und dann kamen die Polen. Zuerst haben sie immer auf dem Hof Kra-wall gemacht, laut geschrien . . . , und dann sind sie ins Haus und haben dort alles verwüstet. Meinen Großvater haben sie verprügelt. Auf den Heuboden sind sie nie gekommen, und doch haben wir vor lauter Angst oft geweint. All die Verbrechen, von denen man hörte. . . .“ Trotz allem hofften die Schillers, in der Heimat bleiben zu dürfen; besonders die Alten. Schließlich waren sie dort aufgewachsen und hatten sich eine solide Grundlage für ein gutes Leben aufgebaut. „Die Polen hatten uns auch eigentlich versprochen: Ihr könnt dableiben“. Doch die Flüchtlingstrecks von Osten rissen nicht ab. Wie mir Hildchen Kreutzer erzählte, hielt sie das ständige Verstecken und die Angst vor den Plünderungen der Polen auf ihrem Hof nicht mehr länger aus.

„Und eines Tages hieß es dann doch: Ihr müßt alle raus! Ich wäre die letzte gewesen, die dableiben wollte. Mein Bündel hatte ich sowieso schon lange geschnürt.“ Die 2. und endgültige Flucht – oder Aussiedlung, wie sie von den Regierungen der beteiligten Länder genannt wurden -, begann für Hildchen Kreutzer im Juli 1945. Sie war zu dieser Zeit gerade 16 Jahre alt. Zusammen mit ihrer Familie und den anderen Bewohnern des Dorfes, mit nur ein paar spärlichen Habseligkeiten – was man gerade auf einen Handwagen bekommt und ein wenig Handgepäck -, mußten sie sich auf den Weg in Richtung Neiße machen. „In Seitwan sollten wir dann über so eine Schaukelbrücke über die Neiße, und da mußten wir den Handwagen auch noch drüben lassen. Die Polen werden sich die Sachen schon geholt haben. Nur mit dem, was wir auf dem Leib hatten und ein paar kleinen Beuteln kamen wir hier an.“

Übernachtet hat der Treck im Wald in der Nähe von Coschen. Am nächsten Tag erreichten sie das Dorf. Wie Frau Kreutzer mir berichtete, standen die Bäckerei und der Bahnhof leer. Da suchten sie sich einen Platz zum Schlafen. Obwohl die Flucht „nur“ drei Tage gedauert hatte, war man völlig entkräftet und mutlos. „Der Bahnhof war ganz verlaust, und spätestens nach der 1. Nacht hatten alle diese Viecher. 14 Tage mußten wir da vegetieren. Dann sollten wir

auf die Dörfer verteilt werden.“ Es war beschlossen worden, daß die Flüchtlinge nicht in Coschen bleiben können und daß sie nach Groß Muckrow müssen. Dort sollten sie dann „Quartier“ bekommen. Es blieb den Flüchtlingen nichts anderes übrig, als sich am Morgen auf den Weg dorthin zu machen – zu Fuß. Frau Kreutzer erinnert sich, daß die meisten nur barfuß oder in Holzpantinen diese Strecke zurücklegen mußten. Doch als sie dort müde und völlig erschöpft ankamen, hieß es nur: „Hier könnt Ihr nicht bleiben, sucht euch einen anderen Ort, wo ihr eure dreckigen Hintern hinsetzen könnt.“ So mußten sie wieder zurück nach Coschen, und der Empfang dort war kaum besser. Beschimpfungen wie „Pollacken“ oder „Verräter“ waren keine Seltenheit. Eigentlich konnte man die Leute je verstehen. Die meisten hatten selbst nicht viel mehr Besitz als die Flüchtlinge, denn der Krieg hatte auch hier seine Spuren hinterlassen. Wenn die Verwüstungen auch nicht so schlimm waren wie in den größeren Städten, so hatten sie doch ausgereicht, um den Menschen, die hier lebten, die Existenz zu rauben. Und jetzt sollten sie auch noch wildfremde Menschen in ihrem Haus aufnehmen. Es ging eigentlich nur um einen Platz zum Schlafen. Etwas Eßbares gab es sowieso kaum. Am Anfang mußte eine Scheibe trockenes Brot den ganzen Tag reichen.

Die 1. Unterkunft, die Familie Schiller zugewiesen bekam, bestand aus einem Zimmer. Es befand sich in einem Haus, dessen Eigentümer selbst geflüchtet waren. Ob und wann sie wiederkommen würden, wußte keiner. Das Zimmer war ca. 16 qm groß, darin mußten 10 bis 12 Personen leben. Geschlafen wurde auf Strohhallen auf dem Boden. Nach ungefähr 3 Wochen kehrten die Hauseigentümer zurück. Die Familie Schiller bekam ein neues Zimmer zugewiesen. Diesmal für sich allein. Zu dieser Zeit kam auch Hildchen Kreutzers Vater aus der Gefangenschaft. Man hatte ihn in einem Hospital in Frankfurt/Oder aufgespürt. Da kam den Schillers das Zimmer nur zugute, auch wenn in diesem einem Raum gekocht, gewaschen, geschlafen und gespielt werden mußte. Obwohl sie jetzt ein wenig Privatsphäre genießen konnten – der Hunger blieb. „Wir Kinder mußten immer für ein paar Kartoffeln betteln gehen. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir für jeden eine. Sieben Kartoffeln, das war eine Seltenheit. Dazu gab es Spinat. Ein Rezept von meiner Mutter: Ein paar junge Rapstriebe und Brennesseln. Das funktionierte aber nur im Frühling. Im Sommer ging man Ähren lesen. Die Körner wurden in der Mühle zu Mehl gemahlen und gegen Brot „eingetauscht.“ Doch das reichte nicht aus, um alle Familienmitglieder zu ernähren. So verstarb der Großvater nach kurzer Zeit. Verhungert! Sicher hatte er die Flucht mit der Gewissheit, die Heimat niemals wiederzusehen, nicht verkräftet.

Um noch etwas Geld dazu zu verdienen, begann Frau Kreutzer dann in der Forst zu arbeiten. So mußte die damals 17jährige jeden Morgen in Holzpantinen von Coschen nach Lauschütz laufen, um dort für einen Hungerlohn die Wälder aufzuforsten. Und abends ging's zu Fuß zurück. Diese Strapaze bewältigte sie mit nur einer Scheibe Brot im Magen. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wo man sich doch möglichst alle drei Stunden etwas zu Essen wünscht. Auch ihre Brüder versuchten, Arbeit zu finden. Doch das fehlende Geld war nicht das einzige Problem der Familie. „Wir lebten ca. 2 Jahre in diesem Zimmer, obwohl die Hausherrin noch ein sogenanntes „Paradezimmer“ frei hatte. Der Bürgermeister wies sie an, uns auch dieses Zimmer zu überlassen. Doch diese alte Hexe tat einen Teufel. Das Leben wurde jetzt erst recht zur Qual. Zum Hunger und dieser Enge kam nun noch der uns ständig verfolgenden Haß dieser furchtbaren Frau. Als der Bürgermeister dann doch noch durchsetzte, daß wir das Zimmer bekamen, hetzte sie das ganze Dorf gegen uns auf. Wir blieben eben die Fremden, die sich ins gemachte Nest gesetzt haben. So blieb das Zimmer leer. Hat sich ja keiner getraut, den Raum zu betreten. Wer weiß, was diese Frau dann gemacht hätte...“

Frau Kreutzer erzählte mir, daß das die beiden schlimmsten Jahre gewesen sind. Sicher auch, weil der Winter besonders kalt war. Das im Wald gesammelte Holz reichte nicht aus. In der Nacht gefror alles an den Wänden. „Ich bin dann immer zur Oma ins Bett gekrochen, aber die Jungs mußten auf dem Boden auf Stroh schlafen.“ Ich glaube, alle waren froh, als ihnen die Gelegenheit geboten wurde, umzuziehen. Jetzt hatte man bereits zwei Stuben, eine davon war die Küche. Es war ein kleiner Hausanbau, ähnlich einer Laube mit separatem Eingang. Nach fast drei Jahren in Coschen war die Bevölkerung auch nicht mehr so voller Haß gegen die Flüchtlinge. Sie bekamen sogar manchmal Milch und Gemüse. „Für die Jugend war das sowieso nicht so schlimm. Die Sorgen hatten zum größten Teil die Eltern. Auch war der Zusammenhalt zwischen den jungen Leuten größer. Wir Jungen sind immer in die Pfaffenschänke tanzen gegangen. Doch das mußte man auch noch ganz schön aufpassen. Da waren ja überall die Russen. Die haben sich meistens die Jungen gegriffen, ins Auto gesteckt und ab nach Neuzelle. Dort auf der Station haben sie sie dann verprügelt. War ja nicht zu übersehen. Eigentlich durfte man nach 22.00 Uhr gar nicht mehr auf die Straße – Ausgangssperre! Aber sie sind immer wieder gegangen. Es hat eben Spaß gemacht, und man konnte die Probleme mal für eine Weile vergessen. Auch wenn man nur mit Trotteln tanzen konnte und die Kleider aus Gardinen gemacht waren. Die Mädchen mußten sich ja alles selbst machen. Ich hatte noch Glück, daß eine Freundin von mir in der Wollfabrik gearbeitet hat. Unterwäsche hab ich immer gestrickt, auch Kleider und Pullover und so was.“

Frau Kreutzer lächelt das erste Mal seit Beginn ihrer Erzählung. Doch das macht die schreckliche Zeit nicht ungeschehen. Die Schicksale der einzelnen Leute scheinen sich immer zu wiederholen. Und doch erlebte jeder von Ihnen diese besonders schwere Zeit mit individuellen Problemen, Sorgen und Gefühlen.

## **Bericht von Ludwig Heinrich (Heinz) Gaedcke vom 20.10.1989<sup>7</sup>**

### **Vorbemerkung zu meiner Person**

Ich bin in Guben 1905 geboren als Sohn des Rechtsanwaltes Carl Gaedcke. Nach dem Tode meines Vaters (1913) heiratete meine Mutter 1928 die bis dahin emeritierten Pfarrer Dr. Friedrich Wilhelm Anspach. Er erhielt Anfang 1929 die Pfarrstelle in Niemaschkleba (später Lindenhain). Er hatte diese Pfarrstelle als Nachfolger eines Pfarrer Kersten bis zu seinem Tode 1930 inne. Ich wurde von meinem Stiefvater in den wesentlichen Fächern eines humanistischen Gymnasiums in Niemaschkleba unterrichtet (ab 1919), bis ich 1922 auf das Gymnasium Luckau übersiedelte. In meinen Ferien und später als Soldat während meiner Urlaube weilte ich stets in N. Aus diesen Zeiten rühren meine Kenntnisse über den Ort.

### **Die Pfarrstelle**

Sie umfaßte den Ort N., ferner die am Tiefensee und Langen See gelegene Siedlung Heideschäferei, den kleinen Ort Augustwalde mit Försterei, die Försterei dicht ostwärts N. und das Vorwerk Lahmo im Oderbruch. – Das Pfarramt war in der Ortsmitte in einem sehr geräumigen Haus aus dem Jahre 1838 untergebracht. Zu ihm gehörten ein etwas 2 Morgen großer Garten, zahlreiche Stallungen und ein großer grün bewachsener Hof. Die zur Pfarr gehörigen Ländereien waren seit langem verpachtet.

### **Die Schule**

Sie lag ebenfalls in der Ortsmitte, genau gegenüber dem Pfarrhaus. Die damaligen Lehrer waren: Hauptlehrer Fleischer, Lehrer Weber und Lehrer Weske.

**Gemeindevorsteher** war in diesen Jahren der Mühlenbesitzer Emil Gromm

### **Mühlen im Ort**

Es gab zwei Mühlen: die Wassermühle des Herrn Gromm am Ostende des Ortes und die Dampfmühle in der Ortsmitte, die einem Herrn Döring gehörte. Er versorgte einen Teil des Ortes etwa ab Mitte der zwanziger Jahre mit elektrischem Strom, bis später die Überlandleitung den Ort erreichte.

### **Verkehrsverbindungen**

Bahnstation war das etwa 7 km entfernte Wallwitz an der Märkisch-Posener Eisenbahn. Man erzählte sich in Niemaschkleba, daß diese Bahnlinie ursprünglich N. berühren sollte, daß die dortigen Bauern sich jedoch mit skurril anmutenden Gründen gegen den Bau über N. gewehrt hätten. Ähnlich sei es beinahe auch mit dem Bau der Schotterchaussee von Niemaschkleba nach Wallwitz geworden. Ab Mitte der zwanziger Jahre verkehrte ein Privatbus zwei- oder dreimal täglich zwischen Guben und N.

### **Die Dorfkirche**

Sie befand sich inmitten des Ortes. Sie hatte keinen Turm, er war durch Blitzschlag zerstört worden. Daher war die einzige Glocke auf einem hölzernen Gerüst abseits der Kirche untergebracht. Die Kanzel für den Pfarrer befand sich nicht, wie sonst üblich, abseits des Altars im Kirchenschiff sondern war in den hölzernen Altar erhöht eingebaut. Die Kirche war nicht heizbar, so daß man im Winter erbärmlich froh, was nur durch die Mitnahme gewärmter Ziegelsteine gemildert werden konnte. Auch eine Beleuchtung gab es nicht; Die Gottesdienste zu Weihnachten und Silvester wurden durch mitgebrachte Kerzen erhellt.

### **Die Bauern**

Sie waren nicht wohlhabend. Das lag wohl daran, daß sie vielfach auf kärglichem Sandboden wirtschafteten und nicht viel Land besaßen. Der annähernd größte Bauer Woitschack besaß etwa 100 Morgen Land. Die Mängel der Sandböden wurden durch bessere Böden im „Oderbusch“ und im „Torfbusch“ (nahe Augustwalde) ausgeglichen.

---

<sup>7</sup> Niederschrift in der Akte beim Gubener Heimatbund

*Anmerkung: Diese Einschätzung von Herrn Gaedcke entspricht nicht der Wirklichkeit. 100 Morgen entsprechen 25 ha. Nach Niekammer's Landwirtschaftlichen Güter-Adreßbuch von 1929 besaßen 23 Bauern mehr als 25 ha. Der Größte war Emil Gromm, Haus Nr. 86, mit 57 ha.*

### **Familiennamen**

Neben den sogenannten Dutzendnamen wie Lehmann, Richter und Schulze waren typisch: Budach, Gromm und Türke. Um Verwechslungen zu vermeiden, wurden die einzelnen Höfe nach ihrer „Torsaule“ benannt, die auf frühere Besitzer zurückging. So hießen die Nachbarn des Pfarrhauses auf der einen Seite zwar Vierling, die Torsaule aber hieß Junger; auf der anderen Seite hießen sie Richter, die Torsaule jedoch Grieslehmann.

### **Gastwirtschaften**

Die größte mit geräumigem Tanzsaal gehörte der Familie Dammaschke, zwei kleinere den Besitzern Frohner und Grimm. Hier fanden abwechselnd Tanzveranstaltungen statt, zu denen eine ziemlich klägliche Laienkapelle aufspielte.

### **Besondere Veranstaltungen**

Hieran war das Dorf wirklich arm. Es gab auch keine Vereine, von denen eine Initiative hätte ausgehen können. Ein dörflicher Spaß war um die Fastnachtszeit das „Schimmelreiten“. Hierzu zogen sich drei junge Burschen ganz weiß an; einer von ihnen hatte sich vorn und hinten je ein großes Getreidesieb vorgebunden, darüber hingen weiße Laken, so daß bei einiger Phantasie das Ganze wie ein Reiter auf einem Schimmel aussah. Die jungen Burschen preschten die Dorfstraße hinunter und schwärzten mit einer in Ruß getauchten Speckschwarte junge Mädchen, wo sie ihrer habhaft werden konnten.

### **Die Störche**

Sie nisteten jedes Jahr auf dem Dach der Kirche und auf 3 – 4 Dächern der Bauerngehöfte, vorzugsweise auf Strohdächern, von denen es noch einige gab. Ihre Nahrung fanden sie auf den feuchten zur Oder hin gelegenen Wiesen.

### **Oderschiffer**

Von ihnen gab es im Dorf 4 oder 5, die einen eigenen Kahn besaßen; stromauf wurden diese Kähne von einem Dampfschlepper gezogen; talwärts ließen sie sich vom Strom treiben, wobei sie bisweilen ein Segel setzten. Motorgetriebene Kähne gab es damals noch nicht. Die Ladung war häufig ober-schlesische Kohle oder Rohrzucker aus den mittelschlesischen Zuckerfabriken.

### **Heiraten**

Bräutigam und Braut fanden sich fast immer nur im eigenen Dorf. Ganz selten kam ein Brautpaarsteil von anderswo, was stets vermerkt wurde – etwa wie „Er ist von über der Oder“, damit war die Gegend bei Pollenzig usw. gemeint.



## Erklärung von Artur Hartmann, Lindenhain (Niemaschkleba) Haus Nr. 105<sup>8</sup>

Am 21.01.1948 habe ich mich aus französischer Gefangenschaft nach hier, Lachem bei Hameln, entlassen lassen. Im Mai 1948 kamen meine Frau u. Tochter ebenfalls nach hier. Sie wohnten nach der Vertreibung vom 20.06.1945 bis Mai 1948 in Lauschütz bei Guben, diesseits der Neiße. Ich selbst kann von der Vertreibung gar nichts berichten, sondern weiß nur von dem Wenigen, was meine Frau noch in Erinnerung hat. Die meisten Bewohner aus meinem Heimatort Lindenhain wohnen jetzt diesseits der Neiße, im Kr. Guben. Einzelne sollen auch hier im Westen zerstreut wohnen; aber ihre Anschrift ist mir nicht bekannt. Nach den Erinnerungen meiner Frau schildere ich nun folgendes: In unserem Heimatdorf Lindenhain, das 1,5 km westlich der Oder liegt, war es schon mehrere bekannt, daß jenseits der Oder russische Truppen aufmarschierten und einen Übergang über die Oder vorbereiteten. Nach dem großen Durcheinander in Lindenhain faßten die meisten Bewohner am 19.02.1945 den Entschluß, zu flüchten. Es war auch die höchste Zeit, denn am nächsten Tage waren auch schon die Russen dort. Sie flüchteten in Richtung Berlin, bis in den Kr. Friedland. Dort wurden sie von Russen eingeholt und traten dann den Rückmarsch nach Lindenhain wieder an. Als sie am 05.05.1945 in Lindenhain ankamen, bot sich ihnen ein trostloser Anblick. Das Dorf war wie ausgestorben u. einige zurückgebliebene Dorfbewohner waren von Russen schuldlos verschleppt, die bis auf den heutigen Tag noch nicht zurückgeehrt sind. Was für deutsche u. russische Einheiten in unserer Heimat eingesetzt waren, weiß meine Frau nicht mehr. Nach Wiedereinrichten der Betriebe lebten sie dort bis zum 20.06.1945, wo sie dann im Morgengrauen von den Polen aus dem Schlaf geweckt wurden. Es hieß: In 10 Minuten muß alles aus dem Hause sein. Alle Dorfbewohner wurden zusammengetrieben und unter polnischer Bewachung über die Neiße gejagt. Nur Handgepäck durfte mitgenommen werden. Als sie über der Neiße waren, wurde ihnen freie Hand gelassen u. meine Angehörigen zogen nach Lauschütz b. Guben. Dort wohnten sie bis Mai 1948 u. kamen dann, nach meiner Entlassung aus Gefangenschaft, zu mir nach Laschem. Das ist somit alles, was ich über die Vertreibung aus der Heimat schildern kann. Außerdem fällt es mir nicht leicht, an Ihrer Archivsammlung mitzuarbeiten, weil ich Hirnverletzte bin u. bitte davon abzusehen. Mir Gruß Artur Hartmann

---

<sup>8</sup> Fragebogenberichte zur Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa (Gemeindeschicksalsberichte) Quelle: Bundesarchiv Bayreuth, Ost-Dok. 1, Nr. 182